

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

87 (7.11.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 7. November 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 87.

Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

„Die Sache möge abgethan seyn“, sagte der Rentmeister; „Gespenster dürfen uns, die wir Männer sind, nicht erschrecken! Mein Otto wird doch in Schönwalde Alles nach Wunsch finden?“ wandte er sich zu seinem Vetter.

„Gewiß, denn auf meinen Bogt darf ich mich verlassen“, erwiderte dieser. „Nur fürchte ich, der Otto werde sich nicht willig finden lassen.“

„Das sei meine Sorge“, entgegnete Lindstädt. „Ich werde ihm ganz klaren Wein einschenken, und da er an das Wohlleben gewöhnt ist, kann ihm die Wahl zwischen diesem und Hunger und Elend nicht schwer fallen. Morgen in der Frühe werde ich mit ihm reden.“

„Wenn's nicht der Erbschaft wegen wäre, die meine Agnes nur als Otto's Gattin erhält, so würde der Bursche mein Eidam nicht“, sagte Köckeritz unmutig. „Er ist nicht ehrbar genug, um zu dem Mäd'el zu passen. Als Ihr Beide hinunter girgt, um jenen Söldner rufen zu lassen, läuft er plötzlich gegen alle Höflichkeit vom Bankett weg und läßt seine Braut sitzen, weil er, wie er sagt, einem Zechbruder versprochen, bei diesem heut Abend noch eine Flasche Burgunder auszustoßen. Wie steckten da die Weiber die Köpfe zusammen, und kicherten so höhnisch, daß meine Agnes über und über roth ward, das arme Kind! . . . Wär's ein Anderer gewesen, so . . .“

„Das mußt Du ihm zu Gute halten, Vetter!“ unterbrach ihn der Rentmeister lachend. „Er war's bisher nicht gewöhnt, seinen Launen Zwang anzuthun, und Deine Agnes mag's ihm auch wohl haben merken lassen, daß schon ein Anderer in ihrem Herzen sitzt, wenn's nämlich wahr ist, was Du fürchtest.“

„Leider täusche ich mich nicht“, versetzte Köckeritz. „Seit jenem Unglückstage ist ihr fecker Fohsinn dahin; sie denkt trotz meines Verbotes nur an den wagehäßigen Burschen, und sollte sie dahinter kommen, daß er nicht, wie ich ihr sagte, aus dem Dienst der Stadt getreten und in die weite Welt gegangen ist, sondern sich noch hier befindet, so wäre sie bei ihrem Eigensinn im Stande, zu der Heirath stracks nein zu sagen. . . Und das wäre ein vertenfelster Streich!“

„Freilich wäre es das“, sagte Lindstädt, „und es ist daher nothwendig, daß der Bursche auf diese Weise unschädlich gemacht wird. Verhüte nur, Köckeritz, daß das Mäd'el morgen ihr Gemach verläßt, wenn ihr Liebster hier einspricht. Ein Glück ist's noch, daß er damals so kurz angebunden mit Dir war, und Du ihn nicht im Beiseyn des Mäd'els nach seinem Namen fragtest. Sie hätte ihn sonst leicht ausforschen können, und bei dem ungebändigten Troze, den sie schon so oft an den Tag gelegt, ist Alles zu fürchten. . . Doch müssen wir zu den übrigen Gästen zurückkehren, ehe unsere Abwesenheit auffällt. Zur Besprechung des Uebrigen erwarte ich Euch nach dem Bankett in meinem Schlafgemach, wo wir ganz ungestört sind.“

Auf verschiedenen Wegen kehrten die Drei jetzt zum Bankettfaal zurück, wo sie sich heiter und unbefangen unter die Zechenden und Tanzenden mischten. —

Sinnend über das Ungewöhnliche des ihm gewordenen Auftrags verließ Valentin das Haus des Rentmeisters. Vor demselben traf er Mengler, der ihm berichtete, daß er Alles wohl ausgerichtet habe.

„Verstehst Du gut das Schwert zu führen, Freund?“ fragte er diesen.

„Ei, das will ich meinen, Herr Rottmeister“, versicherte dieser.

„Nun, so mache Dich zu morgen bereit, einen Wagen mit Goldgülden nach Langermünde zu geleiten“, sagte Valentin. „Sag's auch den Beiden, die mit Dir heut Abend hier die Wacht hatten, und stellt Euch alle Drei morgen um die neunte Stunde vor diesem Hause ein.“

Der Söldner versprach, dafür Sorge zu tragen, und Valentin schlug abermals den Weg nach dem Neuen Markte ein.

„Seltsam!“ sprach er nach einer Weile bei sich; „ich habe den Fremden mit dem verbundenen Angesicht nie gesehen, und doch sagt mir eine dunkle Erinnerung, die ich nirgend hinzubringen weiß, daß er mir schon auf meinem Lebenswege begegnet seyn muß. . . Doch vielleicht ist's der Köckeritz, und da ist's möglich, daß seine Züge mir aus frühesten Kindheit im Gedächtniß geblieben sind. . . Ganz klar vermag ich in der Sache noch nicht zu sehen“, fuhr er nach kurzem Nachdenken fort; und so sehr ich mich auch dagegen sträube: das Verhalten der drei Männer hat einen Argwohn in mir rege gemacht, der nicht weichen will. . . Doch Dem sei nun wie ihm wolle — ich werde meine Pflicht erfüllen, und für das Uebrige wird Der sorgen, ohne dessen Willen kein Haar von meinem Haupte fällt.“

3.

Valentin schritt der auf dem Neuen Markte stehenden Kirche zu. Vor einer kleinen Pforte unter dem Thurme blieb er stehen und zog an einem dort befindlichen Glockenzug. Gleich darauf ward die Pforte von oben herab durch einen Drahtzug, der bis zur Wohnung des Thürmers ging, geöffnet.

Der junge Mann trat in einen kleinen Raum, welcher durch eine Wand vom Schiffe der Kirche getrennt, den Aufgang zum Thurme bildete, und stieg ohne Hinderniß die wohlbekannte Treppe hinan. Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als er über sich das Geräusch schwerer, herabkommender Tritte vernahm und Lichtschimmer ihm entgegen leuchtete. Bald darauf stand eine kleine, verkrüppelte Mannesgestalt vor ihm. Auf den krummen, verwachsenen Beinen saß ein kurzer, aber breiter Rumpf, welcher einen unverhältnißmäßig großen Kopf trug, dessen Angesicht fast abschreckend häßlich war. Graues struppiges Haar quoll wüst unter einer alten ledernen Kappe hervor und bedeckte die Stirn des Mannes, dessen Bekleidung von großer Dürftigkeit zeugte. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen, und wenn gleich sein Haar schon durch frühzeitige übermäßige Arbeit und Entbehrung aller Art ergraut war, so zeigten doch die breiten Schultern, der nervige Hals und die muskulösen Arme, daß ihm eine nicht geringe Körperkraft innewohne. Seine Erscheinung mußte bei Jedermann Widerwillen erwecken; wer sich aber die Mühe nahm, ihm fester in das ungestaltene Antlitz zu blicken, der ward wohlthuend berührt durch den unverkennbaren Ausdruck der Treue und Ehrlichkeit, der sich hier kund gab. — Es war Martin, der Gehülfe des Thürmers.

„Grüß Euch Gott, Herr Rottmeister!“ rief er freudig dem Ankommenden entgegen. „Seid recht lange heute ausgeblieben; habt gewiß viel Arbeit gehabt in Eurem neuen Amt. . . Konnte ich doch kaum die Zeit erwarten, Euch in der neuen Würde zu begrüßen.“

Freundlich erwiderte Valentin den Gruß des Kleinen;

doch konnte er sich nicht enthalten, im Tone sanften Verweises hinzuzusetzen:

„Wann wirst Du endlich meinen Bitten nachgeben, Martin, und alles Das lassen, was dem Diener gegen den Herrn zukommt, aber nicht einem Hausgenossen gegen den andern. Du wirst mich noch ernstlich böse machen mit all' Deinen Mühen um mich!“

„Thue ich denn das Alles nicht gern, lieber Herr?“ entgegnete Martin. „Soll doch mein Betragen gegen Euch nur zeigen, wie ich Euch liebe, da ich's durch nichts Anderes beweisen kann! . . . Und ist's denn nicht meine Pflicht, Euch zu dienen, so viel ich vermag, da Euer Vater und Ihr — —“

„Schweig davon, Martin,“ gebot Valentin ernst.

„Warum sollte ich nicht reden von den Wohlthaten, die mir von Euch und Eurem Vater erwiesen worden?“ fuhr Martin fort, indem er mit seiner Leuchte vor dem jungen Manne herging. „Ist es doch meine größte Freude, wenn ich dies darf! . . . Herr, man muß so lange Jahre, wie ich, von der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen gewesen seyn, um das Glück zu fassen, nicht als ein Vieh betrachtet zu werden. Und so ist's mir ergangen, Herr. Als mein Ohm, der vor langer Zeit das Amt Eures Vaters hier verwaltete, zur Gruft getragen ward, war ich noch ein schwaches Kind. Deshalb war auch der damalige Herr Bürgermeister so gnädig, dem neuen Thurmwart die Sorge um die elternlose Waise zur Pflicht zu machen, wofür diesem vom Rath ein Erkleckliches an Getreide zugelegt ward. Aber ich war in böse Hände gerathen, denn der neue Thurmwart war ein gottloser Mensch, der nichts that, als trinken und fluchen; mich schwachen Knaben aber ließ er den Dienst allein versehen, und wenn mir das Reinhalten des Gotteshauses zu schwer ward, oder ich sonst etwas versah, wie's bei Kindern zu geschehen pflegt, dann schlug er mich, schalt mich einen unnützen Brodfresser und ließ mich nicht selten hungrig mein Strohlagar suchen. Als ich etwas älter ward, verdingte er mich bei den Bürgern zur Feldarbeit, und da mußte ich arbeiten, daß ich oft in die Kniee stürzte, denn wenn die Bürger nicht sehr zufrieden waren mit meinem Fleiß und ich nur kleinen Lohn heimbrachte, hatte ich einen schlechten Feierabend. Da kam's denn, daß meine Gestalt so verkrüppelt wurde, wie Ihr jetzt seht. Zu allem Dem kam noch, daß mein Peiniger, um seine unmenschliche Härte zu beschönigen, allen Leuten sagte, ich sei untreu und faul, und daher nur zur Feldarbeit unter Aufsicht zu gebrauchen. Alles verschloß die Thüre vor mir und nur bei den armen Leuten da außen, die vor dem Oderberger Thore wohnen und noch zum wendischen Stamme gehören, deswegen auch Haß und Verachtung zu tragen haben, fand ich Mitleid, da sie mich als ihren Stammesgenossen betrachteten; in ihren elenden Hütten fand ich Menschen, die ein Herz in der Brust hatten. Aber helfen konnten die Armen mir nicht, nur Klagen konnte ich mit ihnen; doch war mir auch dies schon ein Trost. . . . So ging's viele Jahre lang. Schon war ich abgestumpft gegen alles Elend, — als der Thurmwart starb und Euer Vater das Amt erhielt. Da ward es anders mit mir. Mein neuer Herr war zwar mürrisch und auch wohl hin und wieder hart gegen mich im Anfange, aber er ließ mich doch nicht für sich arbeiten, und ich konnte mit den Echerstein, die ich durch meine Arbeiten auf dem Felde verdiente, jene armen Leute erfreuen, die oftmals ihren letzten Bissen Schwarzbrot mit mir getheilt hatten, und noch ausserdem einen Sparpfennig für Zeiten der Noth für mich zurücklegen. Wer mich aber zumeist beglückte, das waret Ihr, junger Herr, und Eure Schwester Anna, das liebe Mädel, damals freilich noch Kinder. Als Ihr Euch erst an mein widerwärtiges Aussehen gewöhnt hattet, waret Ihr freundlich und liebevoll zu mir, und ich durfte mit Euch schwätzen und scherzen. O Herr, da regte sich's wieder in meiner erstarrten Brust wie ein menschliches Gefühl, und ich hätte laut aufjauchzen mögen in freudigem Stolze, daß es mir vergönnt war, mit Menschen fröhlich zu seyn! . . . Als Euer Va-

ter sah, daß ich nicht so schlecht sei, wie man ihm gesagt hatte, ward auch er freundlicher gegen mich, so weit sein trüber Ernst es zuließ; ich durfte an Eurem Tische sitzen, als gehörte ich zu Euch. Auch mit den Leuten in der Stadt ward es jetzt anders; als sie gewahrten, daß Ihr mich nicht gleich dem Vieh behandelte, ließen auch sie ab von ihrer Härte, und ihr böser Argwohn gegen mich schwand ganz, als ich durch Fleiß und Ehrlichkeit zeigte, welch Unrecht mir früher geschehen war; ich konnte mir manchen Silberpfennig mehr verdienen, als sonst. . . . Ihr vermögt es nicht, Valentin, Euch eine Vorstellung zu machen von Dem, was ich Euch verdanke; man muß ausgestoßen und verlassen gewesen seyn, wie ich, um den Werth und die Größe Eurer Wohlthaten zu empfinden und zu würdigen. Aber wie's auch noch kommen mag: nie vergesse ich's Euch; einen heiligen Eid habe ich geschworen, selbst das wieder lieb gewonnene Leben einzusetzen, wenn es für Euch erspriesslich wäre! . . . Darum, seht Ihr, macht es mir so große Freude, wenn ich Euch dienen kann, und es betrübt mich jedes Mal, wenn Ihr mich daran hindern wollt. Zwar ist's nicht der Rede werth, was ich bisher thun konnte; doch kommt vielleicht noch eine Zeit — —“

„Armer Martin,“ sprach Valentin mit Rührung, die große, rauhe Hand seines Begleiters herzlich drückend, „was müßt Du erdulden haben, wenn Du uns, die wir nur Menschenpflicht an Die thaten, als Deine größten Wohlthäter erachtet! . . .“

Beide hatten inzwischen das Ende der Treppe erreicht.

Valentin stieg noch eine kurze Treppe hinauf, die zu dem Gemach des Thürmers führte.

Unfern des flackernden Kaminfeuers saß hier auf einem Lehnstuhl ein dem Anscheine nach alter Mann. Haupthaar, Augenbraunen und Bart waren grau, und tiefe Furchen bedeckten das Antlitz. Dennoch waren die Züge desselben nicht die eines Greises. Sein Anblick mußte jedem ihm Nahenden unwillkürlich Achtung gebieten, die selbst durch die dürftige Kleidung, die er trug, nicht vermindert werden konnte.

Dieser Mann war Johannes Sträuber, der Thürmer von St. Marien zu Berlin.

Vor ihm auf einem Tische lagen vergilbte Pergamente, mit verblichnen, fast unkenntlichen lateinischen Schriftzügen bedeckt und mit großen Siegeln versehen.

Beim Eintritt des jungen Mannes schob der Thürmer die Pergamente bei Seite. Vaterstolz leuchtete aus seinen Zügen, als Jener, mit den Abzeichen seiner neuen Würde angethan, ihn mit edlem Anstand begrüßte. Doch schon im nächsten Augenblicke nahmen seine Züge wieder den früheren Ausdruck an, noch trüber gemacht durch ein bitteres Lächeln, das man fast für Hohn halten konnte. Stumm reichte er seinem Sohne die Hand, welche dieser ehrerbietig an seine Lippen führte.

„Mein Vater,“ begann Valentin, dem die Bewegung des Thürmers nicht entgangen war, in bittendem Tone, „es schmerzt mich tief, die Freude, welche Dir mein heutiges Glück gemacht, getrübt zu sehen durch den Vergleich zwischen Dem, was ich, und Dem was seyn müßte! Ich bitte Dich, laß für diesen Augenblick die trüben Erinnerungen fahren, und vergönn mir, Dich eine Stunde lang heiteren Antlitzes zu schauen, damit der Tag, der mich wenigstens um eine Stufe höher zu meinem Stande gebracht, auch so freudig ende, wie er begonnen.“

„Du irrst, mein Sohn,“ nahm der alte Sträuber in sanftem Tone das Wort, „wenn Du mich für theilnahmlos an Deinem Glück hältst. . . . Doch vor allen Dingen, Valentin, setze Dich zu mir und berichte mir, was die drei Schandbuben mit Dir im Schilde führten, als sie Dich auf so seltsame Weise, wie mir Dein Vate gemeldet, in das Haus beschieden, das — —“

Er hielt inne, als er den bittenden Blick seines Sohnes wahrte. Er presste die linke Hand auf die Brust, als wolle er den dort tobenden Sturm beschwichtigen, und gab dann nach kurzer Pause mit der Rechten seinem Sohne das Zeichen zum Beginnen.

Mit kurzen Worten berichtete jetzt Valentin den ihm gewordenen Auftrag.

„Mein Sohn,“ begann der Thürmer nach einigen Minuten tiefen Sinns, „fast will es mir scheinen, als hätte man unser Geheimniß erforscht. Wie der Söldner erzählte, hat Dich der Röckeritz eigentlich, und nicht der Bürgermeister, rufen lassen, und dieser ist es, der die meiste Schuld des Verbrechens trägt, das gegen uns begangen worden; sicher war auch er der Vermummte, den Du im Gemach des Rentmeisters gesehen. Seltsam wär's freilich, wenn er Dich kennen sollte, da er Dich nur als Kind in der Wiege gesehen hat; aber dennoch mag's wohl seyn, daß die Furcht, seine Schandthaten aufgedeckt zu sehen, ihn nicht ruhen und rasten ließ, bis er unsere Fährte entdeckte. Was weiter sollte sonst der Röckeritz mit Dir zu schaffen haben? . . . Sie werden Dich, den jungen, kräftigen Mann, mehr fürchten, als den altersschwachen Greis, für den sie mich vielleicht halten, und suchen nun, Deiner auf gute Art ledig zu werden, da sie's nicht wagen, offen und frei gegen uns zu verfahren. Daß sie's aber auf Dergleichen absehen, ist ganz gewiß; sie wollen Dir die Buschlepper auf den Hals hezen, die sollen Dir den Garaus machen . . . Aber gemacht, Ihr Herren; Ihr habt diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Ihr lockt den Dachs nicht so leicht aus seinem Bau, in den er sich vergraben vor Euren Spürhunden! . . . Du bist morgen krank, Valentin, und der Herr Rentmeister mag sich einen Andern an Deiner Stelle erkiesen . . .“

„Wie, mein Vater!“ rief Valentin. „Wäre das Euer Ernst?! . . . Doch nein! . . . Der Enkel Eures Vaters sollte vor einer Gefahr zurückbeben?! . . . Das verlangt Ihr nimmermehr; das könnt, das dürft Ihr nicht verlangen von Eurem Sohne! . . .“

„Aus Dir spricht fecker Jugendmuth, mein Sohn,“ entgegnete er; „doch führt dieser selten zum ersuchten Ziele, wenn ihn nicht des Alters weise Vorsicht leitet. Darum laß Dich warnen, Valentin; gehe nicht muthwillig in die Falle, die man Dir hinterlistig stellt . . .“

„Dringt nicht weiter in mich, Vater!“ bat Valentin. „Es ist das erste Mal in meinem Leben, wo ich Euch nicht gehorche; aber ich kann, ich darf Euch diesmal nicht folgen . . . Glaubt mir's, Vater: sollten Eure Vermuthungen auch wirklich wahr seyn, so stehen mir doch zwei mächtige Schützer gegen die Hinterlist unserer Feinde zur Seite — Gott und mein gutes Schwert, und Beide, hoffe ich, werden mich in Fährlichkeiten nicht verlasten. Laßt hiermit die Sache abgethan seyn!“

Der Thürmer erwiderte nichts hierauf; Valentin aber verstand dies Schweigen wohl, und ein dankbarer Blick auf seinen Vater deutete an, daß er keine bessere Antwort auf seine Bitte wünsche. —

„Ich habe am heutigen Tage abermals die alten Urkunden hervorgesucht, welche ich in dem geheimen Archiv dieser Kirche gefunden,“ unterbrach der alte Sträuber nach kurzer Pause das Schweigen, indem er die Pergamente, welche er bei Valentins Eintritt bei Seite gelegt, wieder zur Hand nahm. „Aber immer und immer zermarterte ich mich vergeblich, zu erforschen, ob die rechten darunter seien. Die Schriftzüge sind verblichen, Ort und Tag der Ausstellung bei den meisten nicht mehr zu lesen, und die Siegel der Kirchen sind sich alle gleich. Und dennoch mochte ich die Hoffnung nicht fahren lassen, das Geuchte doch endlich zu finden; ich mochte mich nicht dem Gedanken hingeben, alle Mühe, alle Bestellung, die ich anwenden mußte, alle Gefahren, denen ich uns preisgab, um dies Amt und durch dasselbe Gelegenheit zu erhalten, das geheime Archiv dieser Kirche zu erforschen, daß Alles dies fruchtlos gewesen seyn sollte! . . . Seit ich durch einen günstigen Zufall endlich den verborgenen Ort des Archivs entdeckt, von dem mein Vater in seiner Sterbestunde sprach, habe ich alle darin enthaltenen Urkunden bei nächstlicher Weile nach und nach herausgetragen, und meine Augen sind fast blind geworden beim Prüfen und Untersuchen der-

selben. Aber dennoch bin ich meinem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen, als zu Anfang; auf keinem der vielen Pergamente vermochte ich, meines Vaters Namen zu entdecken, und doch ist dieser das einzige Merkmal, da ich des Lateins nicht mächtig bin . . . Valentin, ich habe ein Mittel eronnen, den Inhalt dieser Urkunden und somit die Bestätigung der kirchlichen Trauung meines Vaters an das Licht zu ziehen; denn das Trauzugniß muß sich unter jenen befinden, und ist diese eine Urkunde in unseren Händen, dann, mein Sohn, ist uns geholfen! . . . O, warum hat der damalige Probst von St. Marien, der redliche Vertraute meines Vaters, der jene hochwichtigen Urkunden verwahrte, seinen Freund nicht um eine Woche überlebt, warum starb er schon am Tage darauf — das Wubensstück hätte nicht geschehen können! . . . Doch wozu das Klagen gegen des Geschickes finstres Walten? — Nicht länger, das steht fest bei mir, will ich hier oben müßig sitzen; — hinaus, an das Hofsager des Kurfürsten will ich, um mein Recht zu suchen, und erlange ich's dort nicht, so rufe ich des Kaisers Beistand an . . . Diese Urkunden sammt jenen, die sich noch im Archiv vorfinden, nehme ich mit, meines Vaters Trauzugniß wird darunter seyn, und weiter bedarf es nichts, um mein Recht klar darzulegen! . . . Dieser Gedanke kam mir heute Abend urplötzlich bei, und lange soll's nicht dauern, bis ich ihn ausgeführt, das gelobe ich bei — —“

„Um Gott, haltet ein, mein Vater!“ unterbrach Valentin hastig den Redenden. „Schwört keinen Eid, der Euch in's Verderben stürzen könnte! . . .“

„Was hast Du?!“ fragte der Thürmer, fast unwirsch ob der Unterbrechung. „Woher kommt Dir diese Furcht?“

„Habt Ihr auch bedacht, was geschehen muß, wenn sich das Trauzugniß Eures Vaters nicht unter jenen Urkunden findet?“ fuhr Valentin in ehrerbietigem Tone fort. „Und ist dies nicht der wahrscheinlichere Fall? . . . Als jene Bösewichte, das Andenken Eurer Eltern entehrend, Euch zum Bastard stempelten und aus der ererbten Habe Euch vertrieben, haben sie auch sicherlich Sorge getragen, den Beweis Eures Rechtes zu vernichten . . . Und wie wollt Ihr denn Euer gewagtes Unternehmen, das man Kirchenraub heißen wird, rechtfertigen? Wird man dem — verzeiht das Wort, Vater — wird man dem unehelichen Bastard Glauben schenken, der gegen seine mächtigen Widersacher nichts vorzubringen vermag, als die ohnmächtige Versicherung von seinem guten Rechte? . . . Sprecht selbst, Vater; habe ich zu viel gesagt? . . .“

Flammenden Blickes hörte der Thürmer den Worten seines Sohnes zu; auch als dieser schwieg, hielt er den Blick noch einige Zeit auf ihn gerichtet, als könnte er dessen Worte nicht fassen . . . Bald aber senkte er das Haupt, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. (Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtsverhandlungen.

Ulm, den 21—22. Okt. [Achte und neunte Sitzung des Schwurgerichts. Schluß.] Inzwischen war auch im Mai d. J. mehrmals an verschiedenen Orten und Sachen im Mayer'schen Wohnhause Feuer ausgebrochen, jedoch jedesmal wieder rechtzeitig gelöscht worden, ohne daß man die Entstehung des Feuers sich enträtheln konnte. Man schrieb auch dieß dem im Mayer'schen Hause sein Unwesen treibenden bösen Geiste zu. Die oberamtliche und gerichtliche Untersuchung enthüllte aber den wahren Kobold. Schon am 30. Mai d. J. war nämlich der Knabe Johannes Mayer auf polizeiliche Anordnung dem Oberamtsarzt zu Blaubeuren in Behandlung gegeben worden; auch hier kamen in den ersten Tagen ein paar auffallende Fälle zum Vorschein, welche jedoch bei der sorgfältigen Beaufsichtigung unzweifelhaft als von dem Knaben herührende Täuschungen erkannt wurden. Die Vorfälle machten hier keinen Effekt mehr und hörten nun ganz auf, im Hause des Joachim Mayer zu Seifen aber fiel seit der Entfernung

des Knaben nicht das Mindeste mehr vor. Im Verlaufe der Untersuchung wurde sofort in Erfahrung gebracht, daß der Knabe, als er seinen Vater bei der Fahrt zum Wundarzt Nau nach Feldstetten begleitete, des oben erwähnten Gelddiebstahls eine alte im Hause wohnende Wittve Mayer bezüchtigte, und zwar unter dem Vorgeben, sein Inneres sage ihm dieß; daß er ferner zu jener Zeit Kronenthaler hatte wechseln lassen, daß er einigen Kameraden öfters Geld gezeigt und mit ihnen, so wie einigen Mädchen ziemlich viel Geld vertrunken hatte, worauf endlich Johannes Mayer am 3. Juli d. J. nicht nur die beiden Gelddiebstahle, an seinem Vater, sondern auch unumwunden weiter einbekannte, daß er, um den Verdacht von sich abzuwenden, die Wittve Mayer des Diebstahls bezüchtigt und aus demselben Grund den ganzen Geistespuck gespielt habe, Alle jene scheinbar übernatürlichen Vorfälle hatten den 13jährigen Knaben zum Urheber, und von jedem einzelnen erzählt er, wie er ihn ausgeführt und der Beobachtung der Anwesenden zu entgehen gewußt habe. So z. B. hat er die grausenhaften Töne aus der Kammer dadurch hervorgebracht, daß er sie theils aus der Kammer herausrief, während man glaubte, er schlafe fest, theils dadurch, daß er sich in die Nähe derselben stellte. So warf er den Stuhl in der Gegenwart des Pfarrers um, indem er mit dem Fuß unbemerkt daran hinsieß, den Strumpf aber zog er im Bett heimlich vom Fuß und wußte ihn blitzschnell unter der Decke über den Arm zu ziehen, kurz alle die den Bewohnern von Seiffen so unerklärlich scheinenden Vorfälle hat dieser Knabe auf die natürlichste Weise ins Werk gesetzt. Er sagt, man habe ihn so sehr über das gestohlene Geld ausgefragt, und das habe ihn auf den Gedanken gebracht, den Spuk aufzuführen, damit seine Leute etwas Anderes glauben; seine Ahne (Großmutter) habe ihm früher dergleichen Zeug erzählt. Wie die von uns aus Mangel an Raum übrigens nur in Kürze und unvollständig angeführten Spukgeschichten, welche sich zum Theil in hübschem Muthwillen bewegen, so hat nun aber auch der Knabe die ernstern und gefährlicheren Vorkommnisse, den Wurf der Dunggabel nach seinem Vater und insbesondere auch die mehrfachen Brandstiftungen offen einbekannt, wegen deren er von der Anklagekammer vor die Geschwornen gestellt wurde, und er bestätigte diese Bekenntnisse auch gestern bei dem mit ihm vorgenommenen Verhöre, sowie gegenüber seinen Eltern, Lehrern und den übrigen Zeugen, welche zum Theil ganz verwunderte Augen machten, wenn ihnen, nachdem sie die schreckhaften Scenen erzählt und beschrieben, auf die einfache des Präsidenten: „Johannesle wie ist's? wie verhält sich die Sache?“ der Knabe mit halblauter, durch vieles Weinen unterbrochener Stimme erklärte: „ich hab's gethan!“ — Die Eltern desselben und namentlich dessen Vater lächelte ganz ungläubig unter Kopfschütteln dazu, und ist derselbe, wie es scheint, heute noch von der Unmöglichkeit überzeugt, daß sein Knabe all diese in seinen Augen außerordentlichen Geschichten habe auführen können. Joachim Mayer scheint eher zu glauben, daß sein Sohn unwahre Geständnisse abgelegt habe und ist, Allem nach zu schließen, sehr erbittert über den ungläubigen Oberamtsarzt von Blaubeuren, den er als die Ursache der über seinen ganz unschuldigen Sohn verhängten Untersuchung ansieht. Die äußere Erscheinung dieses Knaben ist eine sehr ansprechende; er hat blonde Haare, ein hübsches, blühendes Gesicht mit blauen Augen, denen man entfernt nicht ansieht, welcher Schelm in ihm steckt und welche Tücke hinter ihm lauert. Sein ganzes Wesen, seine ganze Haltung und sein verständiges Auffassen der Fragen lassen nicht wohl annehmen, daß dieser verschmitzte gescheute Knabe, welcher eine ganze Gemeinde, wie man wohl sagen darf, an der Nase herumführte und zu dem Wahne verleitete, es seien bei den von ihm bewirkten Erscheinungen übernatürliche Kräfte im Spiele, zur Zeit dieser Vorfälle nicht im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte gewesen sei, wie dessen Vertheidiger D. J. Prokurator Wieß gegen den in diesem Falle die Staatsanwaltschaft vertretenden Assessoratsverweser Clesß geltend zu machen suchte.

Die Geschwornen erachteten auch die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten in keiner Weise für beschränkt und sprachen bezüglich der ihm zur Last gelegten Brandstiftung das Schuldig über ihn aus. Bezüglich der übrigen, die Rechtsphäre verletzenden Handlungen lag von seiner Seite eine Anklage vor, und so war auch bloß über das Verbrechen der Brandstiftung zu urtheilen. Der Schwurgerichtshof verhängte dem Antrag des stellvertretenden Staatsanwalts gemäß, in Hinblick auf Art. 96 des Strafgesetzbuchs gegen den nur 14 Jahre alten Angeklagten eine in der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher zu vollziehende Kreisgefängnisstrafe von vier Jahren. Es ist zu hoffen, wie auch der Präsident am Schlusse der Verhandlung aussprach, daß der mit gehörigem Verstand und Talenten ausgerüstete Knabe in der Strafanstalt zu einem besseren Menschen herangebildet wird, was in seiner Heimath bei den dort vorwaltenden Ansichten, insbesondere seiner Eltern, nicht wohl mehr möglich wäre. Ihn hat leider die schon sogar auf die Schuljugend unserer sonst in ländlicher Einfachheit lebenden Dorfgemeinden sich ausdehnende Genußsucht zum wiederholten Diebstahl an seinem Vater verleitet, und die Furcht vor Entdeckung dieses Fehltrittes hat ihn zu den Täuschungen und tückischen Spiegelschereien bewogen, welche ihn von Schritt zu Schritt weiter bis zu schweren Verbrechen führten, da ihm hierbei die auffallende Befangenheit und der Aberglauben seiner Umgebung, insbesondere seiner Eltern, freien Spielraum ließ, während die fortwährende Steigerung des zuletzt bis zu gefährlichen Handlungen ausartenden Geistespuckes in des Knaben Eitelkeit und dem eigenthümlichen Reiz, daß er es in der Hand habe, die ganze Gemeinde zu äffen und die Befangenheit, so wie den Aberglauben der Einzelnen zu benützen, um sich zu einer wichtigen, von Alt und Jung, Hoch und Nieder angestaunten Erscheinung zu machen, ihren natürlichen Erklärungsgrund findet. In Seiffen aber wird hoffentlich der öffentlich verhandelte Prozeß des „kleinen Hexenmeisters“ wenigstens dazu beitragen, die Kobolde und Gespenster aus den Häusern und Köpfen nicht bloß vorübergehend, sondern, wie wir wünschen, für immer zu vertreiben.

Paritätenkästlein.

○ Hannover. Der Kladderadatsch macht über den Ministerwechsel in Hannover folgenden Witz: Wenn schon unter einem Ministerium Etüve die hannoversche Verfassung nicht zur Wahrheit wurde, — wozu soll sie erst unter einem Ministerium Mänchhausen werden?

○ Wien. Saphir ist zu einer Geldstrafe verurtheilt worden, weil er etwas von Truppenbewegungen aus nichtamtlicher Quelle gemeldet; er sagt darum mündlich: da sieht man, was das Marschierenlassen kostet; ich habe nur zwei Kompagnien auf das Papier rücken lassen, und muß schon 100 fl. zahlen!

Charade.

Sobald mich's dürstet, steig' ich nieder
Zum stillen, fühlen EinsZweiDrei;
Kebr' mit dem klaren Trank dann wieder,
Und bleib', Gott Dank! gesund dabei. —

Doch kömmt ein Freund, so wird das Beste
Im ganzen EinsZwei rings herum
Herbeigeholt, zum Liebesfeste,
Und Erd' wird zum Elysum.

Und wenn's gar Frühling ist, und singend
Der ZweiDrei Schaar sich hören läßt,
Dann rufen wir mit EinsDrei klingend:
Der Lenz ist aller Feste Fest!

Auflösung des Logogryphs in No. 86:
B o r n . K o r n . H o r n . D o r n . Z o r n .